



Paech_N_2016

Befreiung vom Überfluss – Grundlagen einer Wirtschaft ohne Wachstum

Niko Paech

„Befreiung vom Überfluss – Grundlagen einer Wirtschaft ohne Wachstum,“ in: *Fromm Forum* (Deutsche Ausgabe – ISBN 1437-0956), 20 / 2016, Tübingen (Selbstverlag), pp. 70-76.

Copyright © 2016 by Prof. Dr. Niko Paech, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Fakultät II, Lehrstuhl für Produktion und Umwelt (PUM), 26111 Oldenburg; E-Mail: niko.paech[at-symbol]uni-oldenburg.de.

1. Einleitung

Sämtliche Anläufe einer ökologischen Modernisierung, die ein „grünes“ Wachstum und damit eine politisch leicht zu vermittelnde Umgehung jeglicher Anspruchsmäßigung versprochen, sind grandios gescheitert. Der Versuch, moderne Konsumkulturen, die auf einer zunehmenden Entgrenzung materieller Freiheiten beruhen, durch technische Vorkehrungen von ökologischen Schäden abzukoppeln, haben zuweilen sogar das Gegenteil bewirkt. Vor dem Trümmerhaufen geplatzter Fortschrittsverheißungen formieren sich innerhalb der Nachhaltigkeitsforschung abermals wachstumsskeptische Positionen. Sie firmieren unter Bezeichnungen wie „Degrowth“, „Steady State“, „Décroissance“, „Decrescita“ oder „Postwachstumsökonomie“. Von letzterer handelt der vorliegende Beitrag. Wenngleich die nunmehr zweite Welle der Wachstumskritik mit diversen Neuerungen konzeptioneller Art aufzuwarten vermag, bezieht sie sich durchaus auf einschlägige Vertreter jener Wachstumsablehnung, die schon in den frühen Siebziger in Erscheinung trat. Manche dieser „Klassiker“ wurden zwischenzeitlich vergessen, andere werden wiederentdeckt, wiederum andere haben niemals an Bedeutung verloren, wie etwa Erich Fromm.

Durch seine kritische Analyse der modernen Konsumgesellschaft versucht Fromm eine neue Gesellschaft zu entwerfen, deren Ziel es ist, ausgehend von einer veränderten

Charakterstruktur die Existenz eines „gesunden“ Menschseins zu ermöglichen. Folgende Aspekte werden in Fromms Betrachtungen erkennbar, die trotz zuweilen unterschiedlicher Begründung und Wertigkeit mit dem hier vorliegenden Beitrag zur Postwachstumsökonomie harmonieren: Die Verringerung des Konsums, Freude am Geben und am Teilen, die Rückbesinnung auf die eigene Identität, aber auch die Schaffung individueller Initiativen, Sicherung der Existenzgrundlagen einzelner sowie die Angleichung der Gesellschaften und Angleichungen innerhalb der Gesellschaft.

2. Wachstumsdämmerung

Die Frage, ob eine Wirtschaft ohne Wachstum wünschenswert, politisch durchsetzbar oder vereinbar mit modernen Vorstellungen von individueller Selbstverwirklichung wäre, verweist auf eine Gespensterdebatte, so als sei das derzeitige Wachstumsregime überhaupt fortsetzbar. Was bestenfalls noch wachsen kann, ist die Gewissheit darüber, dass weitere Zuwächse des Bruttoinlandsproduktes (BIP) aus mindestens fünf Gründen keine realistische Option mehr darstellen. Erstens scheitert Wachstum absehbar an Ressourcenengpässen (vgl. Heinberg 2007), zweitens verringert es nicht per se Verteilungsdisparitäten (vgl. Paech 2008), drittens sorgt es nach Erreichen eines bestimmten Wohlstandsniveaus für keine weiteren Glückszuwächse (vgl. Layard 2005) und viertens bildet es mindestens indirekt



die Ursache der unbeherrschbar gewordenen Finanzkrisen. Fünftens ist Wirtschaftswachstum nie ohne ökologische Schäden zu haben (vgl. Paech 2012). Nichts wäre derzeit wichtiger als eine umfängliche Entlastung der Ökosphäre. Dennoch wandeln sich die Lebensstile weltweit und ausnahmslos in die entgegengesetzte Richtung. Den meisten Wissenschaftlern und Politikern fällt dazu nichts Besseres ein, als ausgerechnet jetzt weiteres, wenngleich „grünes“ Wachstum zu propagieren.

Worauf gründet diese Kapitulation vor der desaströsen Konsum-, Mobilitäts- und Digitalisierungskultur? Erstens wird die damit korrespondierende Daseinsform als Ausdruck von Freiheit und Weltoffenheit legitimiert. So lässt sich jede Abkehr davon als unzumutbarer Rückschritt diskreditieren. Zweitens wird eine technische Alchemie beschworen, derzufolge stetiges Wohlstandswachstum von ökologischen Schäden entkoppelt werden kann. Drittens wäre das Alternativmodell, nämlich die im Folgenden zu erläuternde „Postwachstumsökonomie“ (Paech 2008, 2012) nicht ohne Überwindung vollständig fremdversorgter Lebensstile zu stabilisieren. Suffizienz- und Subsistenzleistungen – also Genügsamkeit, Reduktion, manuelle Selbstversorgung – als elementare Voraussetzungen für eine Wirtschaft ohne Wachstum lassen sich weder an technologische Innovationen noch an die Politik abwälzen. Sie können nur eigenständig erbracht werden. Dieses Können geht in Konsumgesellschaften mit Erreichen zunehmend höherer Fremdversorgungsstufen systematisch verloren.

Sich auf Situationen einzulassen, die das bislang in Anspruch genommene Komfortniveau vermissen lassen und in der selbsttätig Leistungen zu erbringen sind, die vormals von außen zugeführt wurden, stellt ein persönliches Wagnis dar. Schmerzliche Entbehrung und Überforderung sind nicht nur eine Frage der absoluten Versorgungshöhe, sondern mehr noch des Übergangs zu veränderten Praktiken. Deshalb scheitern Transformationen, die auf Reduktionsstrategien beruhen, nicht an mangelnder Aufklärung oder fehlendem Wollen, sondern

schlicht am substanziellen *Können* auf individueller Ebene. Die Angst vor einer Wirtschaft ohne Wachstum ist daher nicht so irrational, wie es oft scheinen mag: Wer springt schon ins Wasser, wenn er das Schwimmen verlernt hat? Im Folgenden werden Gründe und Möglichkeiten skizziert, die eine Wiedererlangung jener Autonomie nahelegen, die schon Fromm im Sinne hatte.

3. Von wegen Freiheit

a) Zeitökonomische Grenzen

Der expansive Charakter moderner Freiheitsauslegungen wird einer gewandelten Realität nicht mehr gerecht. Frühe Phasen der Moderne waren nicht nur von materieller Knappheit, sondern einer noch nicht ausgeschöpften menschlichen Aufnahmekapazität für zusätzliche Optionen konsumtiver Selbststeigerung geprägt. Dieses Zweigestirn aus Haben-wollen und Verarbeiten-können war der Motor einer Ausdehnungsbewegung, die folgerichtig mit Freiheitsgewinnen gleichgesetzt werden konnte. Inzwischen zeichnet sich ein Stadium der kaum mehr zu bewältigenden Überladung ab. Alle Dimensionen menschlicher Existenz sind okkupiert und vollgepfropft: Die Ökosphäre, die Landschaft, die Städte, die Häuser, die Terminkalender, die Freizeit, die Mobilität, die Bildung, die Vorsorge, das Portfolio beruflicher Entfaltung, die digitalen Kommunikationskanäle inklusive neuer sozialer Netze, die bis in die letzten Nischen des Alltags reichen.

Alles ist verdrahtet, an jedem Ort und zu jeder Zeit günstig erhältlich. Deshalb ist modernes Leben so komfortabel – und doch zugleich so schwer. Denn zwei einander verstärkende Mechanismen konterkarieren das Glücksversprechen einer unbeschränkten Möglichkeitsvermehrung: Erstens macht sich Erschöpfung (vgl. Ehrenberg 2004) infolge des Abarbeitens einer kaum zu bewältigenden Ereignis- und Optionendichte breit, die zweitens auf grassierende Inhaltsleere trifft, weil die einzelnen Optionen nur noch flüchtig „angetriggert“ werden können. Überfluss und Vielfalt an Möglichkeiten, die alle



erschlossen werden wollen, führen in eine unerträgliche Leichtigkeit – zutreffender: Seichtigkeit – des Seins. Denn damit Konsumaktivitäten überhaupt Nutzen stiften können, muss ihnen ein Minimum an Aufmerksamkeit gewidmet werden. Da aber das Angebot an Optionen geradezu explodiert, der Tag aber nach wie vor nur 24 Stunden hat, verschärft sich die Verwendungskonkurrenz um die nicht vermehrbare Ressource Zeit, insbesondere wenn sie sich auf eine immer größere Anzahl von Konsumobjekten verteilt. Jedem einzelnen davon wird ein zusehends geringeres Quantum an Aufmerksamkeit zuteil. Damit wird die minimal erforderliche Zeit zum Ausschöpfen konsumtiver Optionen zum Engpassfaktor (vgl. Paech 2010).

Wenn immer mehr Handlungsoptionen, Informationsverarbeitung und Entscheidungsbedarfe auf ein nicht vermehrbares Potenzial an Aufmerksamkeit treffen, nimmt zwar der Konsumwohlstand rechnerisch zu, aber seine positive Wirkung bleibt nicht nur auf der Strecke, sondern kann sich sogar umkehren. An die Stelle lustvoller Ausschöpfung tritt das buchstäblich oberflächlichste Prinzip einer Aneignung, nämlich das Scannen und Surfen auf einem Ozean der Möglichkeiten, in den an keiner Stelle mehr eingetaucht werden kann. Für das zur Kontemplation nötige Verweilen fehlt es an Zeit, weil der Drang, möglichst viel mitzunehmen, eine entsprechend hohe Geschwindigkeit verlangt, mit der sofort zum nächsten Ereignis davon geeilt wird. Folglich gerät jede Balance zwischen horizontaler Vorwärtsbewegung und vertikaler Vertiefung zulasten der Letzteren aus den Fugen.

Und immer sitzt die Angst im Nacken, etwas anderes zu verpassen, sollte die Verweildauer an einem Punkt innerhalb des multioptionalen Koordinatensystems zu lang werden. Irgendwann können Konsum- und Mobilitätssteigerungen nur noch der Behauptung einer sozialen Position dienen. Es sind defensive Zuckungen aus Furcht davor, gegenüber jenen zurückzufallen, die mehr Beute vorweisen können. Das Resultat ist eine Anhäufung von Symbolen oder Wohlstandstrophäen, deren Zweck nur noch

darin besteht, sich ihrer Existenz zu vergewissern. Selbst das Erinnerungsvermögen in Bezug auf vergangene Genüsse wird infolge eines Dammbrochs der vielen bunten Möglichkeiten überflutet. Wenn Konsum zum flüchtigen Überkonsum degeneriert, kehrt sich die durch ihn angestrebte Wirkung ins direkte Gegenteil um. Das beschrieb Fromm (1955) trefflich, als er auf den damit drohenden Verlust von Identität und Individualität hinwies. Orientierungslosigkeit und Langeweile könnten, so führte er weiter aus, derart überhandnehmen, dass als Konsequenz selbst psychosoziale Störungen nicht auszuschließen seien.

Die Geschichte des ökonomischen Fortschritts lässt sich eben auch anders erzählen: Erst kommt die Befreiung von Unmündigkeit, Knappheit und Not, dann der Überfluss und zunehmend grenzenlose Selbstverwirklichung, irgendwann wird die Zeit zum Engpassfaktor und die Konsumverstopfung leitet zum Burn-Out über. Am Ende mausert sich die Depression zur Zivilisationskrankheit Nummer eins – ausgerechnet in prosperierenden Wohlstandsgesellschaften.

b) Das Paradox sinkender Zumutungen

Eine andere Konsequenz hoch verdichteter Lebensstile besteht im Verlust von Selbstwirksamkeit. Wenn alles in vorgefertigter Form abgerufen wird, bleibt kein Raum für eigene Gestaltung. Getilgt wird das Erfolgserlebnis, ein Konsumobjekt eigenhändig erschlossen zu haben und sei es nur durch den eingeübten Umgang, die mühsam erlangte Sachkenntnis oder die Mitwirkung am Zustandekommen eines Ergebnisses. Der Komfort, alles jederzeit mühelos serviert zu bekommen und umstandslos wieder fallen lassen zu können, um sich frei von jeglicher Verantwortung für den Verbleib oder die Nachsorge sofort dem Neuen zuwenden zu können, hat mehr als nur einen ökologischen Preis. Denn unterminiert wird damit das Potenzial, angeeignete Dinge mit den materialisierten Symbolen eigener Identität zu versehen. Dazu zählen Spuren der Instandhaltung; eigenhändig vorgenommene Veränderungen sowie Reparaturen; sichtba-



rer Verschleiß, der auf Erlebnisse oder eine Geschichte des Besitzers verweist; Patina als Ausdruck von Reife und als Verweis auf Vornutzer, zu denen Assoziationen geweckt werden sollen (vgl. Ullrich 2006, S. 27).

Ebenfalls verlernt wird, die angeeigneten Objekte instrumentell zu verwenden, um sich daran durch eigene Übung zu verwirklichen, ganz gleich ob auf Basis von manuellem Handwerkszeug, nicht elektrifizierter Nähmaschine oder per Fahrrad, Angelrute, Segelboot oder Musikinstrument. Derartige Dinge stimulieren Prozesse, die eine körperliche und materielle Dimension aufweisen. Nötig ist dazu Übung, die weder an jemanden delegiert noch automatisiert werden kann. Solchermaßen interaktive Artefakte korrespondieren mit einem Design, welches auf „Polytechnik“ (Mumford 1967), „mittlere“ (Schumacher 1973) oder „konviviale“ (Illich 1973) Technologien verweist. Gebrauchsgegenstände wären demnach lediglich Hilfsmittel oder maßvolle Verstärker eigenständigen Schaffens. Manuelle Verrichtungen würden nicht durch äußere Energie- und anderweitige Ressourcenzufuhr ersetzt, sondern herausgefordert und perfektioniert – nicht zuletzt um der Erlangung persönlicher Souveränität willen.

Was demgegenüber in einer überfrachteten Konsumumgebung an eigener Kompetenz übrigbleibt, ist nichts als müheloses Dahingleiten auf uniformierten Benutzeroberflächen, so als sei das erfüllte Leben gleichbedeutend mit einem allgegenwärtigen Touchscreen. „Lebenserleichternde“ Automatisierung befreit von der Notwendigkeit, etwas Substanzielles zu können. So wird eine Virtuosität des Nicht-Könnens kultiviert. Sie fokussiert darauf, Ansprüche zu erfinden, zu differenzieren, zu strukturieren und deren Erfüllung mit nur minimalem eigenem Einsatz auszulösen. Die Kuriositäten eines derartigen Mega-Programms der individuellen Verkümmern lassen sich überall besichtigen. Wenn das Recht auf Hilflosigkeit als gesellschaftlicher Fortschritt zelebriert wird, erzwingt die innere Verödung umso mehr äußeres Wachstum an Leistungszufuhr – mit allen stofflichen Anhängen versteht sich. Heerscharen global umher irrender Versor-

gungsfälle ziehen nicht nur den obligatorischen Rollkoffer, versehen mit trophäenartigen Airline-Banderolen, hinter sich her, sondern auch eine zunehmend ruinöse Produktionskette. Und wehe, sie reißt irgendwo.

Diese Zustandsbeschreibung wurde zumindest in Teilen von Fromm (1955) vorweggenommen. Denn statt durch Massenkonsum höhere Grade an Selbstverwirklichung zu erlangen, so argumentiert er, werde der „entfremdete Mensch“ durch äußere Einflüsse, künstlich geschaffene Vorstellungen, etwa mit Hilfe der Medien, gelenkt. Das Übermaß und die regelmäßige Verfügbarkeit an Gütern aller Art müssten zu einer regelrechten Konsumsucht führen. So werde ein Zustand erreicht, in dem „jeder Wunsch sofort befriedigt werden muss und kein Verlangen frustriert werden darf“ (Fromm 1955, S. 117).

Wie psychisch belastbar sind die Insassen einer derartigen Bequemokratie? Wenn der Flieger ausfällt, die Tankstelle den Benzinpreis erhöht, das Handy keine Verbindung hat, der Supermarkt geschlossen ist, dem Kaffee das Verwöhnaroma fehlt oder die Haushaltshilfe den Gehweg nicht gefegt hat, ist der Spaß vorbei. Inmitten organisierter Hilflosigkeit verlieren Konsumhypochonder schnell die Fassung. Jede Lücke oder Verzögerung innerhalb einer Rundumversorgung, die sich als Normalzustand etabliert hat, wird lautstark als Zumutung beschimpft. Denn sie ist nichts weniger als der Antichrist moderner Fortschrittsverheißungen. Jedoch strandet der Imperativ beständiger Zumutbarkeitssenkungen in einer Paradoxie: Das Zusammenspiel aus technologischer und ökonomischer Entwicklung, durch die jede körperliche Zumutung ausgerottet werden soll, senkt zugleich die Toleranzgrenzen. So wird über die Hintertür das Potenzial jener Situationen, die zwar vormals erträglich waren, nun aber als Zumutung empfunden werden, ins Unermessliche gesteigert. Die Gewöhnung an komplexe und weitreichende, daher umso störanfälligere Fremdversorgung ist eben keine Glücksgarantie, sondern eine Zeitbombe. Nicht erst, wenn die „Herzmaschine“¹ keinen Saft mehr kriegt,

¹ Zentrales Versorgungsaggregat in Fritz Langs „Metropolis“ (1927)



sondern bereits dann, wenn die bloße Angst davor wächst, droht ein emotionales Desaster. Je höher das Komfortniveau, umso tiefer der Fall, wenn Finanz- und Ressourcenkrisen oder andere Störereignisse das Kartenhaus einstürzen lassen.

Die Verletzlichkeit fremdversorgter Daseinsformen bringt sich durch latente Eskalationsszenarien in Erinnerung. Deren Verlauf hängt davon ab, wie hoch das erreichte Konsumniveau ist und inwieweit sich deren Nutznießer auf dem langen Marsch in den Überfluss jeglicher Fähigkeiten entledigt haben, notfalls durch handwerkliche, manuelle oder substanzuelle Kompetenzen, also auch ohne Geld und globalisierte Industrie zur Sicherung ihrer Existenzgrundlagen beizutragen. Zwei prägnante Beispiele für die Unterschiedlichkeit ökonomischer und sozialer Vulnerabilitäten liefern Kuba und Griechenland. Das Abdriften in eine nie dagewesene Schicksalsabhängigkeit verstärkt sich, weil das hoch technisierte Wohlstandsmodell auf entgrenzter und kapitalintensiver Spezialisierung beruht, somit nicht ohne Wachstum des Bruttoinlandsproduktes zu stabilisieren ist (vgl. Binswanger 2006, Paech 2007). Neben grassierender Hilflosigkeit und Vulnerabilität stellt sich ein Realitätsverlust ein, den der „entgrenzte Mensch“ (Funk 2011) inmitten seiner industrialisierten, vermeintlich fortschrittlichen Existenz erleidet. Wer sich nicht mehr an Grenzen, die den unbändigen Freiheitsdrang wenigstens punktuell regulieren, bewahren oder abarbeiten muss, sondern deren vollständige Auflösung als legitimes Mittel der Selbstdurchsetzung erachtet, verliert den Rest an Daseinsmächtigkeit.

c) Angst essen (ökologische) Seele auf

Kumulierter Wohlstand, ganz gleich ob in Form von Geld, materiellen Gütern oder komfortablen Versorgungssystemen, verbindet sich mit modernen Angstphänomenen zu einem *circulus vitiosus*. Je höher die erklommene Sprosse der Wohlstandsleiter ist, umso tiefer wäre der (soziale) Fall, wenn die monetäre Einkommensquelle versiegt. Angesichts des sozialen Charakters von Konsumhandlungen mausern sich Verlustaversionen, verbunden mit drohenden

Schamgefühlen (vgl. Hilgers 1997), zum ständigen Wegbegleiter. Denn wer hoch fliegt, fällt umso tiefer, wenn das System abstürzt. Hinzu kommt, dass sich die aufgeschobenen oder unter Verweis auf grünen technischen Fortschritt lange verdrängten, nun aber umso notwendigeren Anspruchsrücknahmen zu einer immensen Drohkulisse aufgetürmt haben. Nicht das hässliche V-Wort, also der Verzicht an sich, sondern die Angst davor ist der hemmende Faktor. Wie in der Medizin: Je länger ich nicht beim Zahnarzt war, umso größer ist die Angst vor dem, was mich nun womöglich erwartet, wenn die wieder und wieder aufgeschobene Behandlung schließlich doch wahrgenommen wird.

Auch Abhängigkeit erzeugt Angst. So könnte die geradezu schicksalhafte Bindung an eine billige und störungsfreie Erdölbeflieferung prinzipiell auf zweierlei Weise verarbeitet werden. Durch militärische Interventionen sowie mittels technischer Innovationen – ganz gleich ob durch Fracking oder eine „Energiewende“, die ganze Landschaften zerstört – ließen sich weitere Ressourcenquellen erschließen. Genau dies sind die Spielarten einer aggressiven Vorwärtsverteidigung energieintensiver Lebensstile. Die andere Möglichkeit hieße Suffizienz, also Anspruchsmäßigung. Aber angesichts ihres Angst mindernden Potenzials ist die erste Strategie insofern attraktiver, als sie *kurzfristig* zwei „Grundformen der Angst“ (Riemann 2003), nämlich die der „Notwendigkeit“ und die der „Veränderung“, zu mildern vermag, wohl gemerkt kurzfristig, denn *langfristig* werden Abhängigkeiten, Sicherheitsbedürfnisse und Gegenreaktionen nur gesteigert.

Diese krankhafte Form des Daseins, nämlich permanent mehr konsumieren zu müssen, so vermerkte Fromm (2011), habe seine Ursache in einer ängstlichen und depressiven Grundgestimmtheit der Menschen. Der Konsum diene dabei als eine Art Beruhigungsmittel für den kranken Menschen. In der modernen Gesellschaft könne der Mensch laut Fromm nur noch auf Reize reagieren.

Ängste, die mit dem Wohlstand wachsen, rufen nach emotionaler Kompensation. Es



versteht sich von selbst, dass auch dieser Bedarf letztlich nur systemkonform, also durch entgrenzte Praktiken der Mobilität, einer noch höheren Erlebnis- und Konsumdichte zu befriedigen ist, natürlich unter Einschluss des medizinischen Sektors. Während des letzten Jahrzehnts hat sich die Anzahl der Antidepressiva-Verschreibungen in Deutschland verdoppelt (vgl. Techniker Krankenkasse 2010). Insoweit prägnante Reduktionen der Aktivitäts- und Konsumniveaus den einzigen Ausweg markieren, bleibt die neuralgische Frage: Wie lassen sich Suffizienzpraktiken jenseits moralischer Verzichtsappelle in vorherrschende Logiken einbetten?

4. Suffizienz als zeitökonomische Rationalität

Die im Folgenden skizzierte zeitökonomische Theorie der Suffizienz gründet auf einem simplen, bereits weiter oben beschriebenen Sachverhalt: Damit Konsumaktivitäten überhaupt Nutzen stiften können, muss ihnen ein Minimum an eigener Zeit gewidmet werden. Die individuelle Überladung mit Produkten, Services und Events kann eine kritische Grenze erreichen, denn wenn die pro Aktivität verfügbare Zeit unter ein bestimmtes Minimum zu fallen droht, ergibt sich eine unvermeidliche Konsequenz: Das „Viel-Haben tritt in Widerspruch zum Gut-Leben“ (Sachs 2002, 214). Somit bildet die Allokation des individuell verfügbaren Zeitbudgets ein unvermeidbares Entscheidungsproblem. Relevant ist dabei eine individuelle Zeitrestriktion, weil für konsumtive Zwecke nur verfügbar ist, was von der Tages-, Jahres- oder Lebensspanne nach Abzug anderer Zeitverwendungen übrig bleibt, nämlich (1) Einkommenserwerb, (2) Einbezogenheit in die Produktion/Nutzung marktfreier Güter und (3) Intimsphäre (Schlafen, Essen, Körperpflege etc.). Weiterhin lässt sich das knappe Zeitbudget in *fixe* und *variable* Konsumzeit unterteilen (vgl. Paech 2010). Die Erstgenannte entspricht jenem Zeitinput, der für eine vorherige Informationsbeschaffung zwecks Auswahl und Vergleich verschiedener Angebote, die Kaufentscheidung, die Abwicklung des Kaufs oder gegebenenfalls für eine Installation und

Einarbeitung in die Bedienung notwendig ist. Mit anderen Worten: Die Wirkung des Konsums fällt nicht vom Himmel, sondern bedarf stets einer Vorbereitung, die nie ohne Zeitinput zu haben ist, aber noch nicht zur Steigerung des Nutzens führt.

Güter, deren Verwendung kein minimales Zeitfixum beansprucht, *bevor* die eigentliche Ausschöpfung der Nutzen stiftenden Potenziale im Rahmen der variablen Konsumzeit beginnen kann, dürften eine Ausnahme darstellen. Vielmehr führen die Proliferation des verfügbaren Variantenreichtums sowie der räumlich und zeitlich entgrenzten Beschaffungsmöglichkeiten tendenziell zur Erhöhung der fixen Konsumzeit, weil zwischen einer immer größeren Anzahl verfügbarer Angebote entschieden werden muss. Auch die ausufernden Kommunikationskanäle, die das konsumierende Subjekt ständig mit neuen Informationen über käufliche Selbstentfaltungsmöglichkeiten konfrontieren, verbrauchen Zeit, weil die übermittelten Reize verarbeitet werden müssen.

Demgegenüber erstreckt sich der variable Zeitanteil auf die eigentliche Verwendung oder den Gebrauch, also jene Phase, die überhaupt erst Nutzensteigerungen generiert. Was an fixer Konsumzeit verbraucht wird, um die Suche, Informationsverarbeitung und Entscheidungsvorbereitung zu bewältigen, verringert die verbleibende variable Zeit, die zur Steigerung des Nutzens notwendig ist. Wenn nach Ausschöpfen des gesamten Zeitbudgets eine weitere Konsumaktivität hinzugefügt wird, kann dies den Nutzen jener Güter verringern, deren variabler Zeitanteil zugunsten des zusätzlichen Gutes notwendigerweise zu verringern wäre. Somit wären Konstellationen denkbar, in denen zusätzlicher Konsum das Nutzenniveau senkt, weil er andere Güter, die um dieselbe knappe Zeit „konkurrieren“, entwertet oder gänzlich nutzlos werden lässt.

Unter diesen Prämissen kann ein möglichst hohes Niveau an Wohlbefinden die Konzentration auf ein begrenztes Spektrum von Konsumaktivitäten voraussetzen. Dies würde mit Versorgungsmustern harmonieren, die sich Einfachheit als Lebenskunst zu Eigen machen, um „[b]ewusst ein Desinteres-



se für zu viel Konsum zu pflegen“ (Sachs 2002, S. 215). Wer sich eines ausufernden Konsum- und Mobilitätsballastes entledigt, verzichtet also nicht, sondern optimiert letztlich den zeitabhängigen Nutzen. Sich klug jener Last zu entledigen, die viel Zeit kostet, aber nur minimalen Nutzen stiftet, führt im Übrigen zu mehr Unabhängigkeit vom volatilen Marktgeschehen, von Ressourcen, Geld und Erwerbsarbeit. Suffizienz bedeutet daher auch Angstfreiheit, denn wer weniger benötigt, ist auch weniger angreifbar.

5. Konturen einer Postwachstumsökonomie

Wenn weiteres Wirtschaftswachstum aufgrund absehbarer Krisen langfristig fehlschlägt oder in einen Exzess der ökologischen Verwüstung mündet, den keine moderne Gesellschaft zu ertragen bereit ist, verbleibt nur eine logische Option: die schrittweise Reduktion industriell-arbeitsteiliger Versorgungssysteme auf ein räumlich und zeitlich übertragbares Niveau. Diesen Rückbau, der sich mittelfristig ohnehin abzeichnet – „by design or by disaster“ – sozialverträglich und ökonomisch resilient zu gestalten, liegt im Kern einer Postwachstumsökonomie. Eine hierzu unumgängliche Bedingung besteht in reduzierten Ansprüchen an materielle Selbstverwirklichung, also dem bereits erläuterten Suffizienz-Prinzip. Aber Genügsamkeit macht noch keine Ökonomie. Daher sind weitere Anpassungsleistungen vonnöten, insbesondere Formen einer de-industrialisierten Versorgung und ein neues Unternehmertum.

a) Subsistenz

Die Reaktivierung jener Kompetenzen, die eine graduelle und ergänzende Selbstversorgung ermöglichen, zielt auf eine neu zu justierende Balance zwischen Selbst- und Fremdversorgung. Dies kann unterschiedlichste Formen annehmen. Zwischen den Extremen reiner Subsistenz und globaler Verflechtung existiert ein reichhaltiges Kontinuum unterschiedlicher Versorgungsketten. Deren Länge zu reduzieren bedeutet, von außen bezogene Leistungen durch eigene Produktion punktuell oder graduell zu erset-

zen. Moderne Subsistenz entfaltet ihre Wirkung im unmittelbaren sozialen Umfeld, also auf kommunaler oder regionaler Ebene. Sie basiert auf einer (Re-)Aktivierung der Kompetenz, manuell und kraft eigener Tätigkeiten Bedürfnisse jenseits kommerzieller Märkte zu befriedigen, vor allem mittels handwerklicher Fähigkeiten. Die hierzu benötigte Zeit könnte sich aus dem ohnehin nötigen Rückbau des industriellen Systems speisen. Fromm (1979, S. 166) sieht die Rolle der Arbeit in der von ihm beschriebenen „neuen Gesellschaft“ weniger in ihrem materiellen Gewinn begründet, als darin, dass „andere psychische Befriedigungen als Motivation wirksam werden können“. Durch eine Halbierung der Erwerbsarbeit ließen sich Selbst- und Konsumversorgung so kombinieren, dass ein bescheidenes monetäres Einkommen durch marktfreie Produktion – im Sinne kreativer Subsistenz – ergänzt wird. Letztere erstreckt sich auf drei Outputkategorien, durch die sich industrielle Produktion graduell substituieren lässt.

- a. Nutzungsintensivierung durch Gemeinschaftsnutzung: Wer sich einen Gebrauchsgegenstand vom Nachbarn leiht, ihm als Gegenleistung ein anderes Produkt zur Verfügung stellt, trägt dazu bei, materielle Produktion durch soziale Beziehungen zu ersetzen. Objekte wie Autos, Waschmaschinen, Gemeinschaftsräume, Gärten, Werkzeuge, Digitalkameras etc. sind auf unterschiedliche Weise einer entkommerzialisierten Nutzungsintensivierung zugänglich. Die betreffenden Objekte können sich im privaten Eigentum einer Person befinden oder als sog. „Commons“ organisiert sein.
- b. Nutzungsdauerverlängerung: Ein besonderer Stellenwert käme der Pflege, Instandhaltung und Reparatur von Gebrauchsgütern jeglicher Art zu. Wer durch handwerkliche Fähigkeiten oder manuelles Improvisationsgeschick die Nutzungsdauer von Konsumobjekten erhöht – zuweilen reicht schon die achtsame Behandlung, um den frühen Verschleiß zu vermeiden –, substituiert materielle Produktion durch eigene produk-



tive Leistungen, ohne notwendigerweise auf bisherige Konsumfunktionen zu verzichten. Wenn es in hinreichend vielen Gebrauchsgüterkategorien gelänge, die Nutzungsdauer der Objekte eigenständig im Durchschnitt zu verdoppeln, könnte die Produktion neuer Objekte entsprechend halbiert werden. Auch der auf diese Weise ermöglichte Rückbau der Industriekapazität würde mit keinem Verlust an Konsumfunktionen einhergehen.

- c. Eigenproduktion: Im Nahrungsmittelbereich erweisen sich Hausgärten, Dachgärten, Gemeinschaftsgärten und andere Formen der urbanen Landwirtschaft (vgl. Müller 2011) als dynamischer Trend, der zur Deindustrialisierung dieses Bereichs beitragen kann. Darüber hinaus sind künstlerische und produktive Leistungen möglich, die von der kreativen Wiederverwertung ausrangierter Gegenstände über Holz- oder Metallobjekte in Einzelfertigung bis zur semi-professionellen Marke „Eigenbau“ reichen.

Durch derartige Subsistenzleistungen kann bewirkt werden, dass eine Halbierung der Industrieproduktion und folglich der monetär entlohnten Erwerbsarbeit nicht per se den materiellen Wohlstand halbiert: Wenn Konsumobjekte länger und gemeinschaftlich genutzt werden, reicht ein Bruchteil der momentanen industriellen Produktion, um dasselbe Quantum an Konsumfunktionen oder „Services“, die diesen Gütern innewohnen, zu extrahieren. Urbane Subsistenz besteht also darin, einen markant reduzierten Industrieoutput durch Hinzufügen eigener Inputs aufzuwerten oder zu „veredeln“. Subsistenz und Industrie sind also keine Gegensätze, vielmehr lassen sie sich verzahnen. Subsistenzergebnisse speisen sich aus drei Inputkategorien:

- a. Handwerkliche Kompetenzen und Improvisationsgeschick, um Potenziale der Eigenproduktion und Nutzungsdauerverlängerung auszuschöpfen

- b. Eigene Zeit, die aufgewandt werden muss, um eigenhändig produktive Tätigkeiten verrichten zu können
- c. Soziales Kapital, ohne das sowohl subsistente Gemeinschaftsnutzungen als auch der Tausch marktfreier Güter undenkbar sind

Ein solchermaßen beschaffenes „Prosumententum“ zeichnet sich dadurch aus, dass es entmonetarisiert ist und somit die Kapitalintensität der Wertschöpfung gesenkt wird. Anstelle umfänglicher Investitionen in Produktionskapital werden arbeitsintensive Vorrichtungen zum entscheidenden Inputfaktor. Nur so kann der strukturelle Wachstumsdruck überwunden werden, der industrieller Spezialisierung innewohnt, zumal diese kapitalintensiv ist (vgl. Paech 2012a, S. 103ff). Kapital lässt sich nur beschaffen, wenn dessen Verwertung in Form von Zins- oder Renditeerträgen hinreichend ist, um die Kapitalgeber zu befriedigen. Eben hierin liegt ein gewichtiger Wachstumstreiber.

b) Die Rolle der Unternehmen

Nach Ausschöpfung aller Suffizienz- und Subsistenzpotenziale treten regionale Unternehmen auf den Plan. Sie sind dort gefragt, wo eine professionelle Arbeitsteilung unabdingbar ist, aber nicht in globale Entgrenzung ausarten muss. Wo Prosumenten überfordert sind, sind regionale Märkte und Genossenschaften oder Institutionen vom Typ „Community Supported Agriculture“ prädestiniert. Regionalwährungen könnten Kaufkraft an die Region binden und damit globale Abhängigkeiten tilgen. So würden die Vorteile einer geldbasierten Arbeitsteilung innerhalb eines deglobalisierten und krisenresistenteren Rahmens genutzt. Auch Fromm (1979, S. 166) trat explizit für möglichst dezentrale Produktionsmuster ein.

Bedarfe, die nur durch überregionale Produktionsketten zu befriedigen sind, wären als stetig zu minimierende Restgröße zu betrachten. Somit wäre der Industriekomplex nicht nur mittels obiger Strategien zu halbieren, sondern auch umzugestalten. Die Neuproduktion von Gütern, die fern jeglicher geplanten Obsoleszenz langlebig und reparatur-



turfremdlich sein müssten, würde eine untergeordnete Rolle spielen. Der Fokus läge auf dem Erhalt, der Um- und Aufwertung vorhandener Produktbestände, etwa durch Renovation, Optimierung, professionelle Nutzungsdauerverlängerung oder Nutzungsintensivierung. Herkömmliche Produzenten würden durch Anbieter abgelöst, die nicht an einer weiteren Expansion der materiellen Sphäre, sondern an deren Aufarbeitung und Optimierung orientiert wären. Durch Maßnahmen des Erhalts, der Wartung und vorbeugenden Verschleißminderung würden sie die Lebensdauer und Funktionsfähigkeit des Hardware-Bestandes verlängern. Reparaturdienstleistungen würden dafür sorgen, dass defekte Güter seltener ausrangiert werden; Renovationsstrategien des Typs „Umbau statt Neubau“ würden aus vorhandenen Gütern weiteren Nutzen extrahieren, indem diese funktional und ästhetisch an gegenwärtige Bedürfnisse angepasst würden, und somit möglichst lange im Kreislauf einer effizienten Verwendung verblieben. Märkte für gebrauchte, aufgearbeitete und überholte Güter würden ebenfalls zur Reduktion der Neuproduktion beitragen.

Dreh- und Angelpunkt wäre ein „Prosumenten-Management“. Unternehmen könnten Kurse oder Schulungen anbieten, um Nutzer zu ertüchtigen, Produkte instand zu halten, zu warten und zu reparieren. Dies wäre mit einem modularen Produktdesign zu verbinden, welches den Prosumenten nicht zu viele Kompetenzen abverlangt und Hürden senkt, die der eigenhändigen Reparatur entgegenstehen könnten. Damit könnte die Befähigung zur Subsistenz eine Unternehmensaufgabe werden. Genau hierin bestünde die nächste Entwicklungsstufe eines Unternehmertums, das nicht mehr Teil des Problems, sondern der Lösung sein will: Nicht produzieren, sondern Nachfrager dazu befähigen, möglichst wenig (Industrie-)Produktion zu benötigen.

Infolge reduzierter Bedarfe an neuer Produktion würde weniger Einkommen, also auch weniger Arbeitszeit benötigt. Ein entsprechender Industrierückbau ließe die erforderliche Subsistenzzeit frei werden, um durch Eigenarbeit, Nutzungsdauerverlänge-

rung und Gemeinschaftsnutzung Konsumfunktionen zu generieren oder zu erhalten, die vormals finanziert werden mussten. Eine Halbierung von Erwerbsarbeit, Einkommen und Produktion halbiert folglich nicht den materiellen Wohlstand.

6. Das große politische Rad drehen oder kleine Rettungsboote bauen?

Verschiedene, hier nur grob zu skizzierende Rahmenbedingungen könnten die Postwachstumsökonomie unterstützen: Boden-, Geld- und Finanzmarktreformen würden systemimmanente Wachstumszwänge mildern. Regionalwährungen könnten mit einer das Zinsniveau gegen Null senkenden Geldumlaufsicherung versehen werden. Veränderte Unternehmensformen wie Genossenschaften, Stiftungen, Non-Profit-Firmen oder Ansätze des solidarischen Wirtschaftens könnten strukturell Gewinnerwartungen dämpfen. Der Subventionsdschungel könnte durchforstet werden, um gleichermaßen ökologische Schäden und öffentliche Verschuldung zu reduzieren. Ein Bodenversiegelungsmoratorium und Rückbauprogramme für Infrastrukturen wären sinnvoll. Insbesondere Industrieparkanlagen, Autobahnen, Parkplätze und Flughäfen wären zu entsiegeln und zu renaturieren. Andernfalls können dort Anlagen zur Nutzung erneuerbarer Energien installiert werden, um die katastrophalen Flächeninanspruchnahmen und Landschaftsverbräuche dieser Technologien zu reduzieren. Weiterhin wäre der dehnbare Nachhaltigkeitsbegriff durch individuelle CO₂-Bilanzen zu konkretisieren. Jede Person hätte ein Anrecht auf dasselbe jährliche Emissionskontingent (ca. 2-4 Tonnen), das übertragbar sein könnte. Unternehmen wären zu verpflichten, alle Produkte mit dem CO₂-Footprint entlang des gesamten Lebenszyklus zu kennzeichnen.

Abgesehen davon, dass es an sich trivial ist, weitere politische Maßnahmen aufzulisten, die mit einer Postwachstumsökonomie vereinbar sind (vgl. Paech 2012, S. 134ff), drängt sich ohnehin eine andere Einschätzung auf: Solange keine politischen Mehrheiten in Sicht sind, die den Tanker zum



Bremsen und Umsteuern bewegen, dürfte die dezentrale und autonome Entwicklung vieler Rettungsboote die realistischere Strategie darstellen. Denn eine Nachhaltigkeitspolitik, die sich anschickt, das liebgewonnene Einkaufs- und Mobilitätsparadies zurückzubauen, verletzt die Systemlogik moderner Konsumdemokratien. Deren oberstes Prinzip gleicht einem Überbietungswettbewerb: Es gewinnt, wer den Wählern mehr materielle Freiheiten sowie Schutz vor Unzumutbarkeiten verspricht und das resultierende Rund-um-sorglos-Paket obendrein mit dem Green Growth-Feigenblatt bedeckt. Noch ist es so, dass eine Abkehr von diesem expansiven Strukturkonservatismus politischem Selbstmord entspräche. Nicht trotz, sondern wegen ihrer demokratischen Verankerung ist die europäische Politik fest in der Hand einer Fortschrittsmentalität, die jeden Wandel ächtet, der entgrenzte und konsumtive Daseinsformen antastet. Jene, die von dieser Lebensweise abhängig sind oder – je nach Perspektive – von ihr profitieren, bilden längst die politische Mehrheit.

Getreu dem modernen Entwicklungsparadigma kennt der Fahrstuhl, mit dem sich zusehends höhere Ebenen des Wohlstandsgebäudes erreichen ließen, nur eine Aufwärtsrichtung. Die Rückkehr zu bescheideneren, weniger bequemen Ausstattungsniveaus war nie vorgesehen. Bloß nicht nach unten zu schauen, sonst wird einem angesichts der immens gewachsenen Fallhöhe schwindelig – damit lässt sich sogar Politik machen. Entsprechend attraktiv sind Zukunftspantasien vom Typ „Green New Deal“, versprechen sie doch nichts weniger als ein mindestens so hohes, aber grün angepinseltes Stockwerk.

Insoweit die Konzeption der Postwachstumsökonomie bescheidenere und subsistentere Versorgungsmuster voraussetzt, verortet sie sich diametral zum Komfort-Code. Daraus ergeben sich anspruchsvolle Erfordernisse an einen Wandel von Lebensstilen und Alltagspraktiken. Die resultierende Situation meistern zu können, ist keine Frage der Einsicht, des Wollens oder der bekundeten Akzeptanz, sondern der substanziellen Befähigung hierzu, also spezifischer

Formen eines Könnens und hinreichender Belastbarkeit.

Derartige Befähigungen mussten auf dem Weg in einen alles umfassenden Konsumismus systematisch verlernt werden. Ihre Aufrechterhaltung hätte nichts weniger als stetige Übung erfordert, aber die ist nicht zum Nulltarif zu haben. Übung lässt sich nicht delegieren, sondern muss selbsttätig ausgeführt und wiederholt zu werden. Hierzu muss eine individuelle, nicht beliebig vermehrbare Ressource aufgeboten werden, nämlich Zeit. Aber eigene Zeit ist knapp, so dass um sie unterschiedliche Daseinsausprägungen konkurrieren. Wenn sie verausgabt wird, um durch spezialisierte Arbeit Geld zu verdienen, mit dem wiederum die Bequemlichkeiten eines modernen Lebens finanziert werden, besteht weder die Möglichkeit noch der Anlass, Praktiken jenseits konsumtiver Daseinsformen zu üben. Wenn aber klar ist, dass eine Wirtschaft ohne Wachstum die vollständige Aufrechterhaltung des Konsummodells ausschließt, beschwört die Transformation abschreckende Überforderungen herauf.

Politisch anschlussfähig können daher nur Problemlösungen sein, die etwas Zusätzliches eröffnen, die höher, weiter, schneller oder größer sind. Diese Strategie trägt dem beschriebenen kulturellen Lock-in Rechnung. Sie führt ins Desaster, ganz gleich ob mit oder ohne grünen Anstrich.

Wege aus der Pattsituation beginnen nicht im Inneren des stahlharten Politikgehäuses, das von der Angst ummantelt ist, sensible Wähler durch unbequeme Wahrheiten zu ängstigen. Nur wenn Krisen – „Peak Everything“, Klimawandel, Fukushima II, Finanzchaos, psychische Überforderung – es erzwingen oder die eigenständige Verbreitung einer de-globalisierten und partiell de-industrialisierten Lebenskunst sichtbar wird, gewinnen politische Akteure den Mut, sich auf eine Postwachstumsökonomie einzulassen. In überentwickelten Konsumgesellschaften agiert die Politik nicht, sondern reagiert; sie eilt einem nötigen Kulturwandel zum Weniger niemals voraus, sondern bestenfalls in sicherem Abstand hinterher. Und weil sie sich darin seit 40 Jahren übt, ist sie



an allen Abzweigungen in Richtung Nachhaltigkeit vorbeigerauscht. Jetzt geht es nicht mehr um die Vermeidung des Kollapses, sondern um seine Gestaltung.

Literatur

- Binswanger, H. C. (2007): *Die Wachstumsspirale. Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses*, Marburg.
- Ehrenberg, A. (2004): *Das erschöpfte Selbst*, Frankfurt.
- Fromm, E. (1955): *Wege aus einer kranken Gesellschaft*, Erich Fromm Gesamtausgabe, Band IV, 1955.
- Fromm, E. (1979): *Haben oder Sein*, München.
- Fromm, E. (2011): *Über die Liebe zum Leben*, München.
- Funk, R. (2011): *Der entgrenzte Mensch*, München.
- Heinberg, R. (2007): *Peak Everything*, Gabriola Island.
- Hilgers, M. (1997): *Scham. Gesichter eines Affekts*, Göttingen.
- Illich, I. (1973): *Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik*, München.
- Laynard (2005): *Happiness: Lessons from a new science*, London.
- Müller, C. (2011): *Urban Gardening*, München.
- Mumford, L. (1967): *Mythos der Maschine. Kultur, Technik und Macht*, Frankfurt a.M.
- Paech, N. (2007): „Woher kommt der Wachstumszwang?“, in: *Gaia*, 16/4, S. 299f.
- Paech, N. (2008): „Regionalwährungen als Bausteine einer Postwachstumsökonomie“, in: *Zeitschrift für Sozialökonomie* 45/158-159, S. 10-19.
- Paech, N. (2010): „Nach dem Wachstumsrausch: Eine zeitökonomische Theorie der Suffizienz“, in: *Zeitschrift für Sozialökonomie* 47/166-167, S. 33-40.
- Paech, N. (2012): „Grünes Wachstum? Vom Fehlschlagen jeglicher Entkopplungsbestrebungen: Ein Trauerspiel in mehreren Akten“, in: Sauer, T. (Hg.): *Ökonomie der Nachhaltigkeit. Grundlagen, Indikatoren, Strategien*, Marburg, S. 161-181.
- Paech, N. (2012a): *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*, München.
- Riemann, F. (2003). *Grundformen der Angst*, München/Basel.
- Sachs, W. (2002): *Nach uns die Zukunft*, Frankfurt.
- Schumacher, E. F. (1973): *Die Rückkehr zum menschlichen Maß. Alternativen für Wirtschaft und Technik*, Reinbek.
- Techniker Krankenkasse (2010). *Gesundheitsreport 2010 – Gesundheitliche Veränderungen bei Berufstätigen und Arbeitslosen von 2000 bis 2009*, Lübeck.
- Ullrich, W. (2006): *Habenwollen*, Frankfurt a.M.